

PREDIGT ZU APOSTELGESCHICHTE 4, 32-37

- Wermelskirchen-Hünger 14. Juni 2020, (1. Sonntag nach Trinitatis) -

„Die Gnade unseres Herrn Jesus Christus und die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit euch allen. Amen.“

Liebe Gemeinde,

es ist immer gefährlich, den Predigttext auf das Liedblatt zu drucken und ihn damit schon bekannt zu machen, bevor er dann in der Predigt tatsächlich drankommt. Besonders in meinem Fall, da ich ja gerne mal ein paar Schleifen drehe, bevor ich zum eigentlichen Predigttext komme. Und dann sitzt die Gemeinde da und denkt: Kriegt er noch irgendwann die Kurve? Und wie kommt er jetzt bloß von da nach dort?

Auch heute – ich verrate es gleich – nehme ich wieder einen etwas längeren Anlauf. Auch unseren heutigen Predigttext würde ich gerne ein bisschen einordnen: Warum ist dieser Text, warum sind diese Worte wichtig im Kontext des christlichen Glaubens? Das ist, wie Sie hoffentlich sehen werden, keine willkürliche Abschweifung sondern soll dem besseren Verstehen dienen.

Wenn man sich in der Welt der Religionen ein wenig umschaute, stellt man relativ schnell fest, dass es mit dem christlichen Glauben ein paar Besonderheiten hat. Damit meine ich nicht, dass wir Christen – anders als alle andere Religionen – die Wahrheit verkündigen. Diesen Standpunkt kann man zwar vertreten, und eine Religion, ein Glaube, der nicht von sich selbst überzeugt ist, wäre auch eine etwas merkwürdige Angelegenheit, aber darum geht es mir heute nicht. Es geht eher um etwas – sagen wir mal – scheinbar Formales: Bei den meisten Religionen geht es im Kern darum, dass der Mensch etwas tut, und dass er das auf die richtige Weise tut. Rituale wollen befolgt werden, die Gottheit will auf die rechte Weise verehrt werden, bestimmte Feste und Feiern werden durchgeführt, in der Regel unter Anleitung eines Priesters, also eines Fachmanns für religiöse Belange und Praktiken. Der sorgt dafür, dass die Gottheit den ihr gebührenden Respekt bekommt und dass die Menschen das ihre tun, um das Verhältnis Gott-Mensch im Gleichgewicht zu halten. Das gilt für viele der sogenannten Stammesreligionen, also die Religionen, die sich sozusagen im Nebel der frühen Gesellschaften gebildet haben.

Das gilt aber auch zum Beispiel für die antike griechische Religion mit ihren prächtigen Tempeln und Götterstatuen, die wir bis heute im Urlaub bewundern; das gilt zum Beispiel bis heute auch für eine Hochreligion wie den Hinduismus: Der praktizierte Glaube ist vor allem eine Abfolge bestimmter Feste und Rituale, mit denen die Götter verehrt werden. Was der einzelne persönlich davon hält, ob er das mit voller Überzeugung oder ‚nur‘ aus Gewohnheit tut, ist nebensächlich – hauptsächlich, das Richtige wird getan. Das gilt im Großen und Ganzen sogar noch für das frühe Judentum vor der Zerstörung des Tempels, denn damals, noch zur Lebzeit Jesu, war jüdische Frömmigkeit um den Tempel herum organisiert, und die höchsten Feste im Volk waren die sogenannten Wallfahrtsfeste, an denen man, wenn irgend möglich nach Jerusalem zog, um dort an den Opfern und Gottesdiensten teilzunehmen. Das erkennt man sehr schön noch in Lukas 2 (der zwölfjährige Jesus im Tempel)! Religion ist, was man tut, weil die Götter es fordern...

Alle Religionen prägen natürlich das Leben ihrer Anhänger, geben ihnen Anweisungen für das Alltägliche und das Besondere und für das Leben miteinander. Wenn sie das in herausragender Weise tun, wenn das also ihr Hauptanliegen ist, dann spricht man auch gerne von ethischen Religionen: Religionen also, deren Hauptzweck es ist, die Menschen zum richtigen, zum gerechten und angemessenen Handeln anzuhalten. Warum? Weil Gott es so will; und Gott will es so, weil er weiß, was gut für die Menschen ist, und weil Moral damit auch zu einem Ausdruck der Gottesverehrung wird. Der Islam wäre hier beispielhaft zu nennen: Gott hat die Menschen wissen lassen, was sie tun sollen, und weil Gott von uns fordert, dies zu tun und jenes zu lassen, können und sollen wir das auch ganz genau so tun bzw. lassen. Und auch das neuere Judentum hat sich – nach der Zerstörung des Tempels und dem Wegfall der Opfer – in diese Richtung entwickelt. Wichtig an dieser Stelle: Das ist kein Werturteil, ich stelle nur fest, es gibt eben diese Formen der Religion, und es gibt sie recht zahlreich, und das wiederum könnte damit zusammenhängen, dass wir Menschen eigentlich immer gerne wissen möchten, was wir tun sollen, um im Zweifelsfall auf der sicheren Seite zu sein. Wenn ein Gott mir sagt, an

einem Tag der Woche wird nicht gearbeitet, dann nimmt mir das ja doch sehr angenehm die Entscheidung ab, und wenn mir eine Heilige Schrift sagt, Gott freut sich, wenn du zehn Prozent deiner Ernte beim Tempel ablieferst, dann freue ich mich auch, weil ich dann zu den Guten gehören darf, wenn ich's befolge. Scheint mir sehr menschlich zu sein, diese Einstellung.

Und dann tritt mit dem Christentum, mit dem christlichen Glauben eine Religion in die Welt, die plötzlich etwas ganz anderes betont. „Wenn du mit dem Munde bekennt, dass Jesus der Herr ist, und wenn du in deinem Herzen glaubst, dass Gott ihn von den Toten auferweckt hat, dann wirst du gerettet werden“, sagt Paulus in Römer 10,9, und das ist eine ganz bemerkenswerte Aussage. Da geht mit einem mal nicht mehr um das rechte Handeln, um Gott zu gefallen, da spielen auf einmal Tempel, Opfer, Kult und Rituale keine Rolle mehr, sondern einzig die Frage „Was glaubst du?“. Wir haben uns in unseren Kreisen so sehr daran gewöhnt, dass das die entscheidende Frage des Lebens sei – „was glaubst du?“ – dass uns ganz aus den Augen geraten ist, dass das keineswegs zwangsläufig so sein muss, wenn es um Religion geht. Wenn ich einen frommen Inder frage, was er glaubt, wird er mir erzählen, was er tut, wenn er die Götter verehrt, aber nicht, warum die Verwandtschaftsverhältnisse zwischen Vischnu, Shiva und Krishna so wichtig sind. Nur für das Christentum (und da noch einmal besonders für unsere, die evangelische Variante) gilt in dieser zugespitzten Form: Was du glaubst, ist entscheidend, anders und schärfer formuliert: Dein Heil entscheidet sich daran, was du denkst! Noch einmal: Das ist zunächst mal kein Werturteil, nur eine interessante Feststellung!

Das heißt natürlich nicht, dass es für den christlichen Glauben egal wäre, wie wir leben, was wir tun, welchen Ausdruck unser Glaube im Alltag findet. Und oft hat man den Eindruck, auch für Christen sei das die Hauptsache: Zehn Gebote und so... Ist es aber nicht, sollte es jedenfalls nicht sein.

Mit dieser kleinen Vorwarnung lesen und hören wir also nun am heutigen Sonntag von der wunderbaren Einheit und Liebe, die die erste Gemeinde im Jerusalem ausgezeichnet hat und – so ist dieser Bericht ja vermutlich gemeint – auch auszeichnen soll: „Die Menge der Gläubigen aber war ein Herz und eine Seele; auch nicht einer sagte von seinen Gütern, dass sie sein wären, sondern es war ihnen alles

gemeinsam. ³³Und mit großer Kraft bezeugten die Apostel die Auferstehung des Herrn Jesus, und große Gnade war bei ihnen allen. ³⁴Es war auch keiner unter ihnen, der Mangel hatte; denn wer von ihnen Land oder Häuser hatte, verkaufte sie und brachte das Geld für das Verkaufte ³⁵und legte es den Aposteln zu Füßen; und man gab einem jeden, was er nötig hatte. ³⁶Josef aber, der von den Aposteln Barnabas genannt wurde – das heißt übersetzt: Sohn des Trostes –, ein Levit, aus Zypern gebürtig, ³⁷der hatte einen Acker und verkaufte ihn und brachte das Geld und legte es den Aposteln zu Füßen.“ (Apg 4, 32-37)

Man möchte seufzen und sagen: Ach, waren das herrliche Zeiten damals. Wie wunderbar muss es doch gewesen sein in der Anfangszeit der christlichen Kirche! Alle hatten alles gemeinsam, und wer noch etwas übrig hatte, verkaufte es, um alle am Erlös teilhaben zu lassen. Ausdrücklich wird ja sogar ein Beispiel dafür genannt (übrigens ein sehr interessantes, denn Josef Barnabas wird hier ausdrücklich als Levit vorgestellt, also als frommer Jude und Tempeldiener, der offenbar Christ geworden war – aber das nur nebenbei). Auch die Rolle der Apostel ist spannend: Die scheinen in dieser Anfangszeit hohe Autorität und Ansehen gehabt zu haben, und das – erster kleiner Wehrmutstropfen – will mir gar nicht so recht passen zu dem Ideal völliger Gleichheit und Gleichberechtigung, das hier auf den ersten Blick gezeichnet wird.

So ein Idealbild wirft – wenn der fromme Glanz in den Augen ein bisschen nachlässt – natürlich auch ein paar Fragen auf. Die vielleicht wichtigste: Wie lange ging das gut? Nun, wir müssen nicht lange rätseln: Schon ein Kapitel später erfahren wir von einem Ehepaar, das gerne mitmachen wollte bei der frommen Umverteilung, Ananias und Saphira. Die verkauften auch einen Acker und gaben das Geld den Aposteln – nur eben leider nicht alles, sondern nur einen Teil davon. Vielleicht waren sie ängstlich, vielleicht ein bisschen realistischer als andere, jedenfalls wollten oder konnten sie nicht so freigiebig sein wie sie taten und wurden dafür zur Strafe tot zu Boden gestreckt. Ziemlich gruselig, finde ich, wobei es auch nur minimal tröstet, dass Petrus ihnen sagt: Ihr hättet ja ruhig etwas zurückhalten können, ihr hättet nur nicht lügen dürfen und sagen, ihr hättet alles von eurem Erlös gespendet. Da verstand der Heilige Geist offenbar keinen Spaß. Was war es also, das dem unglücklichen Paar das Genick brach? Ich vermute: Der Gruppendruck. Die Ansprüche, die Messlatte, die schon ziemlich hoch

lag, so dass sie sich wohl geschämt hätten, nur einen Teil ihres Geldes bei den Aposteln abzuliefern. Und damit sind wir nun leider schon mitten in einem ganzen Wust von Problemen, die dieses Idealbild einer christlichen Gemeinde mit sich bringt: Es trägt anscheinend unweigerlich immer auch die Gefahr der Heuchelei und der Doppelbödigkeit in sich. Ist der, der nicht gleich all seinen Besitz in den großen Gemeinschaftstopf wirft, ein schlechterer Christ, weniger gläubig, weniger vertrauensvoll? Ihr ahnt, dass man da ziemlich schnell auf eine abschüssige Bahn kommt mit solchen Idealbildern.

Die nächste Frage ist: Wie lange kann so ein System überhaupt funktionieren? Wenn erst mal alle alles verkauft haben, wird es ziemlich schnell leer in Keller und Kühlschrank. Um das zu verhindern, gibt es eigentlich nur eine Lösung: Es müssen immer neue Menschen gewonnen werden, die sich auf dieses Lebensmodell einlassen. Man kann das also – fromm gesprochen – ganz in Gottes Hand legen und darauf vertrauen, dass er schon dafür sorgen wird. Und hoffen, dass die Predigt der Apostel immer wieder Menschen bewegen wird, sich der Gemeinde anzuschließen und ihr Konto gleich mitzunehmen. Aber auch hier: Wenn man etwas kritischer gestrickt ist, erinnert das doch sehr an die sogenannten Schneeballsysteme, die auch nur funktionieren, solange sich neue Mitspieler finden lassen, sonst bricht das ganze ruckzuck zusammen. Und genau das haben skeptische Zeitgenossen den Christen auch damals schon vorgeworfen: Ihr werbt doch nur neue Mitglieder, damit euch die Unterstützung nicht wegbricht! Keine gute Publicity, würde ich sagen, zumindest sehr anfällig für böswillige Interpretationen. Die christliche Gemeinde als Moloch, der immer neue Opfer fordert, damit das System weiterfunktioniert. Möchte man wirklich diesen Eindruck erwecken? Kein Wunder, könnte man sagen, dass auf diesem Hintergrund die christliche Kirche immer besonders argwöhnisch betrachtet wird, wenn es um Geld geht. Da schaut man uns ja gerne besonders genau auf die Finger, weil da immer so ein unbequemer Widerspruch schlummert: Wenn die Frommen von Geld reden, sollte man sein Portemonnaie besonders gut festhalten...

Man hat diese Zeilen, dieses Bild, das Lukas hier malt, im frühen 20. Jahrhundert mit dem Begriff „urchristlicher Liebeskommunismus“ charakterisiert. Das ist gar nicht so falsch. Aber dum-

merweise hängt es natürlich sehr davon ab, was ich von Kommunismus oder Sozialismus halte, ob ich das eher für eine sympathische oder eine abschreckende Vision halte. Und wie lange das überhaupt funktionieren kann, wenn die Welt eben nicht – wie die erste Generation Christen noch meinte – in Kürze zu Ende sein wird, weil der Herr bald wiederkommt. Wenn man das alles aus dem Auge verliert, wird aus dem schönen Bild von Eintracht und Gemeinschaft, das Lukas hier zeichnet, nämlich sehr schnell das, was Ananias und Saphira passierte: Dass da ein unglaublich hoher moralischer und gesellschaftlicher Druck aufgebaut wird, der leicht zu Heuchelei führt und an dem man auch zerbrechen kann.

Genau deswegen halte ich es für richtig und wichtig, dass sich christlicher Glaube eben nicht in erster Linie dadurch auszeichnet, was ich tue und wie moralisch oder fromm ich bin oder erscheine. So was führt nämlich schnell dazu, dass man sich selbst in die Tasche lügt. Wenn alle von mir erwarten, das zu tun, was alle tun, spüre ich natürlich diese Verpflichtung, selbst wenn ich vielleicht gar nicht so recht davon überzeugt bin. Und diese Zerrissenheit kann furchtbaren Schaden anrichten. Deswegen ist die Häme und die Empörung in der Öffentlichkeit auch immer besonders groß, wenn wieder mal ein Frommer oder Geistlicher (das muss nicht zwangsläufig dasselbe sein!) beim Griff in die Kasse oder bei noch Schlimmerem erwischt worden ist.

Nun möchte ich dieses Bild der schönen und ungetrübten Zeit der ersten Liebe gar nicht brutal vom Tisch wischen. Ich weiß, dass es vielen wertvoll und lieb ist und dass es immer wieder auch zu großartigen Ansätzen geführt hat, etwas von dieser praktizierten Nächstenliebe umzusetzen. Das soll auch weiterhin so sein. Es wäre mir nur ganz lieb, wenn wir neben dem vorbildlichen Josef Barnabas nicht Ananias und Saphira vergessen, die an genau diesem Druck zerbrochen sind. Und das ist nun das letzte, was ich mir von einer christlichen Gemeinde wünsche: Dass sie Menschen in die Verzweiflung treibt, weil sie den Druck und die Erwartungen der anderen nicht aushalten. Genau das ist aber die Gefahr, wenn wir zu großen Wert auf das Tun, das Handeln legen. Und dabei vergessen, dass das auf Dauer nur funktionieren kann, wenn es auf Freiwilligkeit beruht, und Freiwilligkeit kann nur aus echter Überzeugung kommen. Darum mein auch heute wieder etwas längerer Anfahrtsweg: Christlicher

Glaube ist nicht in erste Linie ein Satz von Regeln und Handlungsanweisungen, auch nicht das Malen eines Idealbildes, dem man dann entweder entspricht, oder an dem man schlimmstenfalls zerbricht. Christlicher Glaube ist die Einsicht in die Begrenztheit unserer Möglichkeiten, ist die Erkenntnis unserer Schwäche und unserer - gerade auch moralischen! - Unvollkommenheit. Und das immer neue Vertrauen darauf, dass ich von Gott geliebt bin, nicht weil ich Gutes tue, sondern damit ich es wieder neu mit dem Guten versuchen kann, eingedenk aller meiner menschlichen Schwäche und Vorläufigkeit. Das ist der Grund, warum ich solchen Idealbildern gegenüber immer etwas zurückhaltend bin, so wertvoll sie auch sein können als Erinnerung daran, was hier und da einmal gelingt, aber oft eben auch nicht gelingt. Dass davon aber Gottes Liebe zu mir gerade nicht abhängt!

So viel ich auch von freier, freiwilliger Nächstenliebe halte, so sehr ich mir diesen Impuls immer wieder wünsche, so wenig halte ich von moralischem Druck und frommer Erpressung. Liebe, auch Nächstenliebe, ist freiwillig, oder sie ist nicht. Wenn uns hier und da etwas davon gelingt – wunderbar! Aber dass es uns oft nicht so gelingt wie gewünscht, ist Gott sei Dank kein Grund zur Verzweiflung, sondern ein Aufruf zur echten Menschlichkeit, die darum weiß, dass der Mensch immer hinter seinen Möglichkeiten zurückbleibt – und trotzdem oder gerade deswegen von Gott geliebt ist. Dass sollte christliche Gemeinde verkündigen, nicht das Traumbild einer heilen Welt und idealen Gemeinde. Wir brauchen solche Idealbilder immer wieder als Korrektur, wenn wir uns allzu bequem eingerichtet haben in unserer Vorläufigkeit. Wir sollten sie aber nicht mit der Wirklichkeit verwechseln, und schon gar sollten wir versuchen, sie mit frommem oder unfrommem Druck durchzusetzen. Kirche kann ein Vorschein des Reiches Gottes sein, aber hüten wir uns davor, sie vorschnell mit dem Reich Gottes gleichzusetzen oder gar es herbeizwingen zu wollen. Diese Spannung müssen wir wohl oder übel aushalten. Seien wir menschlich miteinander, das wäre schon viel. Und das wäre ein Zeichen, das vielleicht stärker wahrgenommen würde als jedes Schauspiel von heiler, frommer Welt.

„Und der Friede Gottes, der höher ist als alle unsere Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.“